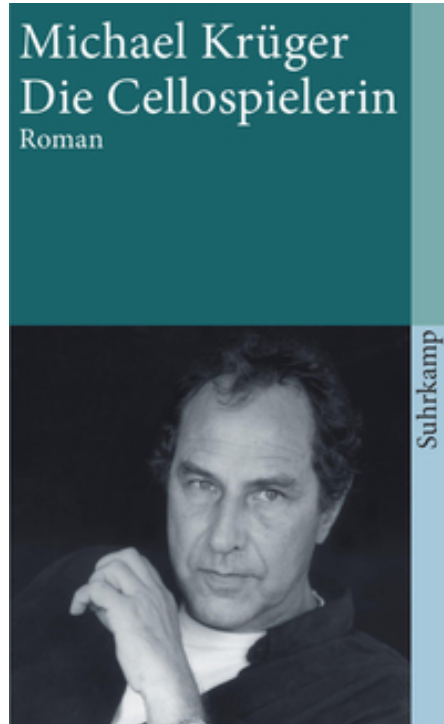


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Krüger, Michael
Die Cellospielerin

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3375
978-3-518-39875-3

suhrkamp taschenbuch 3375

Für junge Musiker gehörte es in den sechziger und siebziger Jahren zum guten Ton, bei sogenannten Jugendkulturwochen im Ostblock über das Thema »Musik und Gesellschaft« nachzudenken. Jetzt, mehr als 20 Jahre später, steht eine Tochter dieser Generation vor der Tür eines Münchner Komponisten, der die osteuropäischen Festivals noch in guter Erinnerung hat; sie heißt Judit, kommt aus Budapest und sieht ihrer Mutter, ehemals Sängerin der Avantgarde, verblüffend ähnlich. Judit möchte ihrem Cellospiel den letzten Schliff geben und glaubt an die hohen Ideale der Kunst. Der Komponist dagegen verdient sein Geld mit Erkennungsmelodien für Fernsehserien und plagt sich mit einer Mandelstam-Oper. Aber Judits irrlichterndes Wesen macht ein geregeltes Arbeiten zusehends unmöglich; und ihre gar nicht so kleine Familie, die ihr bald nachfolgt, bringt den Komponisten an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Am Schluß ist die Mandelstam-Oper noch immer nicht geschrieben. Nur die Erkennungsmelodien der Fernsehserien werden jetzt auch in den Ländern des Ostens ausgestrahlt.

»Krüger ist ein furchterregender Beobachter, dem keine Schwäche, Torheit, Eitelkeit, Sonderbarkeit entgeht.« Gustav Seibt, *Die Zeit*

Michael Krüger, geboren 1943, ist Geschäftsführer des Carl Hanser Verlags, Herausgeber der *Akzente* und der *Edition Akzente* und Autor mehrerer Gedichtbände, Geschichten und Romane. Als suhrkamp taschenbuch (st 3295) liegt von ihm *Archive des Zweifels. Gedichte aus drei Jahrzehnten* vor.

Michael Krüger
Die Cellospielerin

Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Isolde Ohlbaum

suhrkamp taschenbuch 3375

Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39875-3

3. Auflage 2011

Die Cellospielerin

Von einem Friedhof war weit und breit nichts zu sehen. Der Taxifahrer, ein schwerer, mürrischer Mann mit einem Vogelgesicht, machte auf meine Fragen, in welche Richtung ich mich bewegen solle, eine vage Geste mit der rechten Hand, blieb jetzt aber stumm, nachdem er die ganze Fahrt über gegen einen Kommentar aus dem Radio und die zerfetzte, klirrende Stimme aus der Zentrale mit wachsender Unduldsamkeit angeredet hatte. Hätte ich doch den freundlichen Taxifahrer warten lassen, der mich vor einer Stunde vom Budapester Flughafen zum Hotel gefahren hatte. Der hatte mir alles angeboten, junge Frauen, Nachtlokale, Zigeunermusik: Sie sagen, ich besorge. Aber ich wollte mich zehn Minuten ausruhen vor der Beerdigung und schickte ihn weg. Wo ist der Friedhof? rief ich vom Rücksitz aus dem Vogelmann zu, der sich seelenruhig eine neue Zigarette am Stummel der alten anzündete, wobei ihm ein Glutregen auf seinen weitmaschigen Pullover fiel. Das Taxi stand unter einem zerflederten Baum, dessen Blätter entkräftet und verrußt an den Zweigen hingen, dahinter öffnete sich ein verwahrloster Platz, auf dem ein altes räderloses Auto vor sich hin brütete, in der Ferne dann ein paar geduckte Häuser. Menschen und Gräber gab es nicht in dieser Einöde. Gottlob hatte mir der Pförtner des Hotels die Adresse des Friedhofs aufgeschrieben, also suchte ich jetzt in der be-

drückenden Enge des verqualmten, von unverständlichen Lauten erfüllten Fahrzeugs unter dem argwöhnischen Blick des Chauffeurs nach dem Zettel. Schweiß brach mir aus. Ich nahm grundsätzlich an, daß Taxifahrer in diesem Teil der Welt den Fahrgast betrügen, weshalb auch der Hotelportier, der mich in dieser Annahme bestätigt hatte, ein gutes Trinkgeld einsacken durfte, aber daß mich dieser Todesfahrer ganz einfach irgendwo in diesem Niemandsland aussetzen würde, weil es ihm so gefiel, das ging über meine Kräfte. Andererseits durfte ich ihn nicht verärgern, weil es in dieser Gegend kaum ein anderes Auto, geschweige denn ein Taxi gab – vor allem aber keinen Friedhof, soweit ich sehen konnte. Ich suchte den Zettel, der Mann qualmte und hustete mit offenem Mund vor sich hin, dann öffnete er seine Wagentür und spuckte einen schweren Schleimbrocken auf den staubigen Grund. Die Situation war so empörend und erniedrigend zugleich, daß ich drauf und dran war, dem Mann den Namen des Hotels zuzurufen, damit er mich wieder zurückbrächte zum Ausgangspunkt, als ich endlich den völlig zerknautschten Zettel in der Brusttasche meines Anzugs fand und ihn triumphierend nach vorn reichte. Hier, die Adresse, Friedhof, rief ich dem maulfaulen Gesellen zu, der aus dem Augenwinkel auf das unansehnliche Dokument äugte und bedächtig mit dem Kopf zu nicken begann. Das Auto wurde wieder gestartet, und wieder begann der Mann, als hätte er den Zündschlüssel in sein Sprachzentrum gesteckt, vor sich hin zu brabbeln und zu schimpfen. Die Aussicht wurde nicht besser, zu-

mal nun ein feiner Regen zu fallen begann, der die ganze trostlose Gegend mit einem grauen Schleier verhüllte. Meine Hoffnung, eine halbe Stunde vor der Beerdigung auf dem Friedhof einzutreffen, um mir einerseits eine Vorstellung machen zu können, wo das Grab lag, um andererseits aber auch die möglichen Fluchtwege auszuspähen, schmolz in meinem verrauchten Käfig dahin. Wer weiß, ob wir je eintreffen würden. Denn nun bog der Wagenlenker brüllend und schnaubend in die Auffahrt zu einer Tankstelle ein und hielt das Auto neben einer wenig Vertrauen erweckenden Zapfsäule an. Er stieg aus, fumelte hinten an der Heckklappe herum und kam erst nach einer geraumen Weile wieder in mein Blickfeld. Nun riß er große Stücke von einem mächtigen Sandwich ab und hielt in der anderen Hand eine Flasche mit einer trüben Flüssigkeit, wahrscheinlich Most. Und jetzt sah ich auch, wie er da so kauend und trinkend vor dem Kühler stand, daß seine linke Gesichtshälfte von einer roten, ausgefranst Flechte entstellt war, die oben über sein Auge hinaus wucherte und nach unten den Hals hinunterlief, bis unter die Krause seines speckigen Pullovers. Da der Entstellte keinerlei Anstrengungen machte, den Tank zu füllen, ein Tankwart sich aber auch nicht blicken ließ, schob ich Mantel, Anzug und Hemd von meinem Handgelenk und klopfte mit dem rechten Zeigefinger mehrmals auf meine Armbanduhr, in der irrigen Annahme, dieses Zeichen müsse überall, also auch hier, verstanden werden. Nicht einmal ein Zucken in seinem Gesicht. Erst als das Brot in seinem Rachen verschwunden und die Flasche wieder im

Kofferraum verstaut war, ließ sich der Mann herab, den Auftankvorgang einzuleiten. Und als schließlich das Zählwerk auf der Zapfsäule zur Ruhe gekommen war und endlich Aussicht bestand, den Zielort doch noch zu erreichen, den wir vor mehr als einer Stunde angesteuert hatten, riß der Mann die Tür an meiner Seite auf und bellte mir ein paar wüste Worte entgegen. Es konnte sich nur um Geld handeln. Also folgte ich seinem Befehl und holte das Bündel Scheine hervor, das mir eine müde Frau im Hotel für meinen Hundertmarkschein eingewechselt hatte, und legte auf die Hand, die sich vor meinen Augen ausgestreckt hatte, einen mittleren Schein. Aber sie wollte nicht zugreifen. Und sie wollte sich auch dann nicht krümmen, nachdem ich noch zwei weitere Scheine auf den ersten gelegt hatte. Inzwischen war eine stumme Gruppe abgerissener Menschen nähergetreten, die einen Halbkreis um den Chauffeur bildete und mit Interesse dem stummen Handel folgte. Auch eine Frau mit Pudelmütze war darunter, die ihren zotteligen Kopf frech in das Auto beugte und nun ebenfalls die Hand ausstreckte, um einen der begehrten Geldscheine zu erhaschen. Ich hatte keine Ahnung, wieviel Geld ich gegeben hatte und wieviel ich noch in der Hand hielt, und die Feindseligkeit, der ich mich ausgesetzt sah, ließ mir auch keine Zeit für Berechnungen. Ich mußte handeln. Es gab nur noch den Angriff, um mich aus meiner Lage zu befreien. Also schob ich die Beine aus dem Wagen, zog mich, das verbliebene Geldbündel fest in der Faust verankert, aus dem Fond, stellte mich breitbeinig vor die um den entstellten Taxifahrer

versammelte Menschengruppe, verhielt einen Augenblick und schrie sie dann, so laut ich konnte, an: Wenn ich nicht auf der Stelle zum Friedhof gebracht werde, werde ich Sie alle von der Polizei ins Gefängnis werfen lassen. Und während ich so herumbrüllte, im schlimmsten Kasernenton mich selbst entzündend und stolz über meinen selbst mir nicht bekannten Mut, stieß ich den verdatterten Männern die Faust in die Brust und fegte mit einem wischenden Schlag der Frau die freche Pudelmütze vom Kopf. Sogar der Chauffeur schien beeindruckt. Jetzt nur nicht innehalten, das Heft aus der Hand geben. Als ich gerade dabei war, in meiner sich steigenden Wut dem angelaufenen Vogelkopf an die Gurgel zu gehen, trat ein överschmiertes Männlein zwischen uns, das in bestem Deutsch Auskunft erbat über den Grund dieser gewalttätigen Auseinandersetzung. Ich will zum Friedhof, herrschte ich ihn an, wo zum Teufel ist dieser gottverdammte Friedhof, zu dem mich dieser Idiot ums Verrecken willen nicht bringen will, obwohl er mir schon klumpenweise Geld abgeknöpft hat! Es ist eine Schande, wie der Gast in diesem Land behandelt wird, die niedrigsten Gebote der Gastfreundschaft werden verletzt, ganz Ungarn wird unterwandert von solchen Schurken, denen die Gesetze der Zivilisation nichts gelten . . .

Friedhof? Friedhof? fragte das Ölmännlein. Sie wollen zum Friedhof? Und schon faltete er mich mit einem freundlichen Lächeln wieder zusammen und schob mich zurück in den Fond, während der Taxifahrer mit der suspenden Flechte seinen Platz hinter dem Steuer einnahm,

das Auto startete und unter dem Beifall der Neugierigen auf die Straße lenkte, auf der wir nach wenigen Minuten tatsächlich den Friedhof erreichten. Sie warten hier, befahl ich dem Mann, warten, verstehen Sie? zeigte auf meine Uhr, hob zwei Finger, sagte noch einmal: Warten, hier. Von Geld war keine Rede mehr. Und als ich nach dem Kauf eines Blumenstraußes bei einem liebenswerten zahnlosen Weiblein einen letzten Blick auf mein Taxi werfen wollte, sah ich, wie es gerade rumpelnd um die Ecke keuchte. Gott sei Dank, dachte ich, das ist noch einmal gut gegangen, und da ich annehmen durfte, nun eine Menge Geld gespart zu haben, drückte ich dem Totenweiblein einen weiteren Schein in die schwielige Hand.

Der Regen wurde stärker. Vor der Aussegnungshalle, einem bröckeligen Gebäude, hatten sich große Pfützen gebildet, die man nicht überspringen konnte. Man mußte hindurchwaten. Ein Mann in Uniform stand wie der Totenbegleiter lächelnd unter der Tür und beobachtete die vergeblichen Anstrengungen der Gäste, trockene Füße zu behalten. Welche Sorgfalt vor dem Ende!

Mitten in der Pfütze drehte ich, auf den Hacken stehend, entmutigt um, machte ungelenk einen größeren Sprung und lief mit nassen Füßen in durchweichten Schuhen auf festem Grund in den Friedhof hinein. Erst als ich eine Weile schnell und wie von einem Ziel angezogen durch die scheinbar unendliche Weite des seltsamen Totenackers gelaufen war, fand ich langsam meine Ruhe wieder. Die stumme Ordnung der Steine, alte und windschiefe Gesellen, die zum Teil österreichische Gebei-

ne überwölbten, zwang meine Schritte zu einer ruhigeren Gangart, meine Gedanken zu einer weniger flatterhaften Aufgeregtheit. Und nach zehn Minuten hatte ich, die Hände auf dem Rücken verschränkt, bereits einen so vertrauten Ton mit dem Tod gefunden, daß ich schließlich auf einer winzigen Bank neben einem zerzausten Grab Platz nehmen konnte, um eine Zigarette zu rauchen. Es regnete nicht mehr. Die Wolken, wie mit Zimt überstreut, waren von einem aufkommenden Wind zu bizarren Formen gepreßt worden, direkt über mir und dem kleinen Grab bildeten sie den Leib eines aufrechtstehenden Bären mit erhobenen Pranken. Am Rand des Steins, der über die Reste einer gewissen Martha Lunkewicz wachte, wuchsen Pilze, eine Art extrem blasser Hallimasch, wie ich ihn von Berliner Friedhöfen kannte, aber fester im Fleisch. Die Pilze waren gerade noch genießbar. Martha hatte 1956 den Geist aufgegeben oder aufgeben müssen, das war bei dieser Jahreszahl ungewiß. Neunzehn Jahre war sie auf der Welt gewesen. Warum hatte man ihren Geburtsort nicht auf dem Grabstein vermerkt?

Ungeachtet des Umstands, daß mir sehr wohl bewußt war, nicht hierher zu gehören, fühlte ich mich wohl auf meiner niedrigen, wackligen Bank, deren Füße sich schon weit ins Erdreich hineingewühlt hatten, während meine nassen Füße auf dem fleckigen Efeu ausruhten. Ich hatte die Zigaretten auf den Grabstein gelegt, was so aussah, als hätte sich der mürrische Stein ein rotes Käppi aufgesetzt, die Kippen bohrte ich sorgfältig in den Mulch. Möglich, daß Martha und Maria befreundet waren. Mar-

thas Vater vielleicht Pole, Mitglied der Partei, die Mutter aus Budapest. Vielleicht waren sie Nachbarn gewesen und hatten miteinander musiziert. Martha, die ältere, in einem verschossenen Samtkleid von der Großmutter, eine Brokatbrosche auf der Brust, am Klavier, Maria in weißen Söckchen, deren Bund ausgeleiert war, spielte die Geige. Jeden Dienstag und Freitag von zwei bis vier, mehr wurde von den Nachbarn nicht erlaubt. Sehr konzentriert, trotz des verstimmten Klaviers, manchmal unwillig, wenn die jüngere Gefährtin den Takt nicht zu halten verstand. Bartók. Nach dem Spiel standen sie noch eine Weile zusammen am Fenster und schauten stumm auf die Straße. Was siehst du, fragte Maria. Ich sehe nichts, war die Antwort, ich sehe überhaupt nichts. Und wenn wir das Konservatorium hinter uns haben, wie stellst du dir dann unser Leben vor? Wir werden in Paris leben, sagte Martha, und es wird kein Auto mit zwei Männern vor der Tür stehen, die alle acht Minuten das Wagenfenster hinunterdrehen und ihre Zigarettenstummel auf die Straße werfen. Warum müssen Polizisten fortwährend rauchen?

Einmal überraschte ich Maria dabei, wie sie in einem Hotel in Warschau wie versteinert aus dem Fenster gestarrt hatte, den angehobenen rechten Arm angewinkelt quer über die Scheibe gelegt, die linke Hand zur Abstützung auf dem Fensterbrett, wodurch die Architektur ihres Körpers ganz verrutscht aussah. Ich wußte, eintretend, daß sie weinte, weil unter dem roten Schopf ihrer Haarmähne die Scheibe beschlug, ein milchiger Kreis, dessen Radius mit jedem Atemzug größer wurde und wieder

schrumpfte. Als ich hinter sie trat und fragte, was passiert sei, zeigte sie stumm auf ein Auto auf der gegenüberliegenden Straßenseite, in dem drei rauchende Männer saßen, die in eben diesem Moment die Scheiben herunterdrehten und ihre Kippen hinauschnippten, die mit einem winzigen Funkensprühen im Schneematsch verglühten. Meine Kindheit, mehr war nicht aus ihr herauszuholen.

Und auch Judit hatte ständig am Fenster gestanden und hinausgeschaut, sogar dann, wenn sie mit mir sprach. Ein Fenstermagnetismus, eine genetische Zwanghaftigkeit, die sie auch dann noch ans Fenster trieb, als der Feind schon längst nicht mehr vor ihren Augen im Auto saß, sondern sich bereits in ihrem Rücken aufhielt, im Zimmer, eine Atemlänge entfernt. Hätte man, in den Hochzeiten der entsetzlichen Zerfleisungen, Judit von der Straße aus beobachtet, wie sie mit erhobenen Armen und verzerrten Gesichtszügen am Fenster stand, hätte man sie für eine Tragödin bei der Probe der Medea oder schlicht für eine Geisteskranke halten müssen. Wenn sie dann noch, um sich für ein paar Sekunden Ablenkung zu verschaffen, die Stirn oder die Handflächen an die Scheibe preßte, war das Bild des Eingesperrtseins perfekt. Einmal schlug sie, während sie mit mir stritt, mit der Hülle einer CD sämtlicher Klavierkonzerte Beethovens so heftig im Takt ihrer Wut gegen die Fensterscheibe, daß die beim Rondo des zweiten Konzerts zersplitterte.

Vielleicht, dachte ich, vor dem Grab der mir unbekanntesten Martha sitzend, vielleicht hatte Judit instinktiv ge-

spürt, daß sie aufgrund der Verbundenheit mit ihrer Mutter, die nichts anderes als eine Abhängigkeit war, die zu einer manchmal das Lächerliche streifenden Imitation führte, daß sie sich nie würde zu einer selbständigen Künstlerin entwickeln können. Immer bliebe sie das perfekte Imitat, das Doppel einer genialen Mutter. Sind Sie nicht die Tochter von Maria? Vielleicht war ihr hypochondrischer Übermut, ausgerechnet mich in ihre Kreise zu zerren, nichts anderes als der Versuch, aus dem Schatten Marias zu treten, ohne ganz und gar sich von ihr trennen zu müssen, weil sie der tiefen Überzeugung anhing, daß ich selbst nie den Mut aufbringen würde, mich von Marias Hof zu schleichen, ganz gleich, ob ich mit anderen Frauen zusammenlebte oder alleine war. Ich war infiziert. Unheilbar infiziert, ein Leben lang. Vielleicht hatte Judit gehofft, sich neben mir eine Weile vor Maria verstecken zu können. Andererseits war sie zu intelligent für solche Spiele.

Arme Martha Lunkewicz. Sie mußte sich all diese krausen Überlegungen anhören, die ein vollgestopfter Mensch an ihrem Grab aus sich herausstülpte. Und es war noch immer nicht genug. Eine große Frage blieb über dem allgemeinen Fragenacker hängen, die ich beantworten mußte: Warum hatte Judit sich ausgerechnet mich ausgesucht? Es gab im Leben ihrer Mutter doch weiß Gott andere Gestalten, die sie für ihre Zwecke hätte einsetzen können. Dirigenten, Pianisten, Komponisten, Kritiker, all diese Pflegefälle einer kränkelnden Kultur, die sich bei Maria ausweinten und sich von ihr trösten ließen, all

diese berühmten Unausgereiften, Unfertigen, die heute souverän das Konzertpublikum begeistern, standen ihr doch zur Verfügung und wären zweifellos begeistert gewesen, sich für Judits Launen einspannen zu lassen. Warum war sie ausgerechnet auf einen vom Dämon des Scheiterns befallenen Menschen gekommen, auf einen angezählten Fall, der endlich seinen Frieden gefunden hatte, weil er nichts mehr wollte? Es schien mir plötzlich, als hätte sie jemanden gesucht, dem sie ihre Vorstellung vom Siegen aufzwingen konnte. Sie brauchte einen Verlierer als Testperson, bei dem es ihr leichtfiel zu gewinnen. Denn sie mußte immerzu gewinnen. Gingen wir ins Konzert, ohne daß uns ein Bekannter grüßte, blieb sie, während ich schon saß und das Programmheft studierte, so lange in der Reihe stehen, bis sie erkannt wurde. Und in der Pause, wenn ich noch klatschte, drängelte sie sich als erste aus dem Saal ins Foyer, um sofort von allen gesehen zu werden. Und hatte sie endlich einen gefunden, der noch betäubt und verlegen dem Gehörten nachhorechte, traktierte sie ihn umstandslos mit ihrer Meinung zu den Musikern und der Komposition, bis nur noch Worte der Zustimmung zu hören waren. Mir fiel ein Stockhausen-Konzert ein, das ich mit ihr besucht hatte, eine schlecht angerührte Komposition, für die auch die tapferen Musiker keine Bindemittel gefunden hatten. Aber schon in der Pause hatte Judit einen Kreis junger Leute um uns versammelt, dem sie mit gereizter Stimme und flatternden Gesten erklärte, warum wir gerade eben ein Meisterwerk gehört hatten, und tatsächlich hatte sie

es geschafft, in den fünfzehn ihr zur Verfügung stehenden Minuten die Stimmung so aufzuheizen, daß die verblüfften Musiker am Ende des Konzerts einen frenetischen, ganz und gar übertriebenen Beifall entgegennehmen konnten.

Plötzlich war die Marlboro-Schachtel leer. Ich hatte das Streichholz schon angezündet in der Hand und ließ es auf das Grab von Martha Lunkewicz fallen, wo es sofort verzischte. Friede deiner Asche. Eine schüchterne Sonne, die sogar ein wenig wärmte, hatte sich durch die Wolken gekämpft. Als ich aufstand, hörte ich meine Gelenke knacken. Ein alter Mann an einem fremden Grab auf einem Budapester Friedhof. Übertrieben sorgfältig knöpfte ich mir den Mantel zu, verbeugte mich ein wenig vor dem Grab, deren Bewohnerin Zeugin einer sonderbaren Selbstbefragung geworden war, die allerdings zu nichts geführt hatte. Ich mußte mir die ganze Geschichte noch einmal vergegenwärtigen, Tag für Tag, um hinter das Geheimnis zu kommen. Es mußte einen Schlüssel geben.

Als ich mich umdrehte, sah ich durch die schütterten Bäume und Sträucher hindurch einen Trauerzug auf mich zukommen. Das mußten sie sein. Ein Schwarm schwarzer Bienen hinter einem blumengeschmückten Sarg auf einem schweren Holzkarren. Ich konnte das Mahlen der Räder auf dem abgefahrenen Kies hören. Schnell schlug ich den Mantelkragen hoch, steckte die leere Zigarettenschachtel ein und lief in entgegengesetzter Richtung zu den Trauernden dem Ausgang zu. Ich war hier fehl am Platz, das war gewiß.

Vor dem Eingang zum Friedhof stand, die qualmende Zigarette im Mundwinkel, der Taxifahrer, der blutrote Ausschlag leuchtete in der fahlen Sonne.

Es gibt eine Stunde am Tag, in der alle bedeutsamen Entscheidungen meines Lebens, soweit sie bewußter Planung unterstehen und nicht lediglich Ergebnis hastiger Regelungen zufälliger Ereignisse sind, getroffen werden, nämlich morgens zwischen sechs und sieben. Ich wache mit furchtbarer Regelmäßigkeit um sechs Uhr auf, und gelegentlich kann ich noch zusehen, wie der Sekundenzeiger meiner Armbanduhr auf die Zwölf zueilt und die Gerade herstellt, die ich manchmal als die einzige wirkliche Gerade in meinem Leben bezeichne.

Was nach sieben Uhr kommt, ist nichts als Abwicklung, trübsinniger Vollzug. Habe ich am Morgen eine komplizierte Tonfolge im Kopf, löst sie sich im Laufe des Tages auf und ist am Abend vollständig getilgt. Nehme ich mir morgens vor, mich von allen meinen lächerlichen Verpflichtungen zu trennen und aus einem Zustand der Vieldeutigkeit in einen der Eindeutigkeit zu treten, liefert mir der Tag tausend Gründe, den Übergang sanft zu gestalten, und noch vor dem Abendessen finde ich mich damit ab, daß vorläufig alles beim alten bleibt. Nur in meiner einen Stunde fühle ich mich wirklich frei, der Rest des Tages ist Qual, der versteinerte Abdruck jener produktiven Unruhe, die mich gleich nach dem Aufwachen überfällt. Das ist auch der Grund, warum ich mich nie wirklich für meine Träume interessiert habe, nicht